HINTER GITTERN

In der Verwahranstalt Kampiringisa in Uganda landen Kinder, die des Diebstahls oder anderer Straftaten bezichtigt werden, die meisten von ihnen wurden einfach verstoßen. Eine Hilfsorganisation versucht seit Jahren, die Marter zu beenden.

Schlafsaal in Kampiringisa: Manche der Insassen landen hier wegen „Dickköpfigkeit“.

Text Andrea Jeska
Fotos Sascha Montag

Dieser Junge sei ein besonders schwerer Fall, sagt der Direktor und scheucht ihn aus dem Zimmer. Der Junge hat kein Hemd an, das kennzeichnet ihn als Neuzugang. Alle Neuzugänge wohnen halb nackt in einer Baracke, die sie „The Black House“ nennen. Der Direktor sagt: „Bitte, nehmen Sie Platz, Sie sind von weither gekommen, um bei uns die schlimmen Kinder zu sehen. Kinder, die schlecht für die Gesellschaft sind.“ Der Junge von eben etwa sei ein unbelehrbarer Dieb, der nun schon zum fünften Mal gefangen wurde. Was der Junge denn gestohlen habe? „Essen“, sagt der Direktor. Aber diesmal würden sie ihn gut bewachen und frühestens mit achtzehn Jahren werde er wieder freikommen.

Wir sind in Kampiringisa. Eine Verwahranstalt für Kinder in Uganda, eine Art Gefängnis mit Freigang. Ein Ort, dessen Trostlosigkeit sich der Worte entzieht. Den Kindern, die man hierher bringt, die man wie Müll im staubigen, dreckigen Hof der Anstalt auskippt und fortan schlägt, einsperrt, hungern und frieren lässt, lässt dieser Ort nur zwei Optionen: zu zerbrechen oder immer wieder zu fliehen, zurückgebracht und schwer bestraft zu werden. Wer nach Kampiringisa kommt, ist verloren und wer aus Kampiringisa fortläuft, der ist es auch.

Der Direktor, der sich nicht fotografieren lassen möchte, trägt einen grauen Anzug, der ihm zu groß ist, mit Löchern an den Ärmeln und Schmutz am Revers. Sein Büro ist im oberen Stock des Empfangsgebäudes, das einst von den britischen Kolonialherren erbaut wurde und seit langem dem Verfall überlassen ist. Dunkler Schimmel dringt durch die letzten Flecken weißer Außenfarbe, die Erker sind weggebrochen, die Fenster ohne Scheiben. Nur die Plakette, die davon berichtet, dass die First Lady, Mama Janet Museveni, höchstpersönlich vor elf Jahren diese Stätte zum Wohle der Kinder Ugandas renovieren ließ, glänzt noch golden in der Sonne.

Der Direktor hat von jenen, über die er hier gemeinsam mit zwei bewaffneten Polizisten und einer Handvoll schlagstockbewehrter Chargen wacht, klare Vorstellungen. Verbrecher seien das, die die Straßen der Hauptstadt Kampala unsicher machen oder ihren Eltern nicht gehorchen.

In dem Gebäude haben sich Vögel eingenistet. Der Gestank ihres Kots mischt sich mit dem von Fäkalien, der aus dem Keller dringt, wo man bis vor vier Jahren die Kinder in einem fensterlosen Raum an einen Stuhl band und mit Elektroschocks traktierte. Alle, bis sie vor Schmerz und Angst ihren Darm entleerten. Manche, bis sie starben. Bis hinauf in das Büro des Direktors dringt dieser Gestank, er vermischt sich mit dem Odium aus Furcht, Gewalt und Einsamkeit, das über Kampiringisa liegt wie ein fauliger Dunst. Wir dürften gar nicht hier sein als Journalisten. Irgendwer in der ugandischen Regierung, die diesen Ort zu verantworten hat, scheint zu ahnen, dass er Ugandas Schande ist, und vor Journalisten und damit vor der Welt gut verborgen sein muss. Irgendwer muss ahnen, dass ein Land, welches sich als Demokratie bezeichnet und internationale Kinderrechtskonventionen unterzeichnet hat, hier schuldig wird. Doch wo kein Kläger ist, da ist keine Anklage. Und jene, deren Menschenrecht die ugandische Regierung hier mit Füßen tritt, haben keine Lobby. Es sind Kinder, zurzeit 221, die jüngsten zwei Jahre alt und kaum fähig, auf eigenen Beinen zu laufen, die ältesten neunzehn Jahre alt und mit Gesichtern, die von dem Erlebten bereits gezeichnet sind.

> Für die Kinder, die man hierher bringt, gibt es nur zwei Optionen: zu zerbrechen oder immer wieder zu fliehen, zurückgebracht und schwer bestraft zu werden

Um nach Kampiringisa zu kommen, geben wir uns als Unterstützer einer Organisation aus, ohne deren Hilfe die Zustände noch unerträglicher wären. Foodstep heißt die Hilfsorganisation, sie wird geleitet von Nathalie Steurbaut-Seliffet, einer Belgierin, die diesen Ort vor vielen Jahren zufällig sah und ihre Lebensaufgabe darin fand, die Kinder retten zu wollen. Mit ihr und dem 17-jährigen Yvan, einem ehemaligen Kampiringisa-Insassen, fahren wir von der Hauptstadt Kampala aus eine Stunde Richtung Westen. Die Anstalt liegt abseits der asphaltierten Straße in einem weiten, grünen Tal, das idyllisch wäre, stünden darin nicht die aschfahlen Baracken.

Der Geruch ist das Erste, was einen anfällt. Er entsteigt der Erde, den Gebäuden und klebt an den Kindern, die angerannt kommen, barfuß und in zerfetzter Kleidung, die keinen Schutz vor dem kühlen Wind bietet. Sie stürzen sich hungrig nach Körpernähe auf die Besucher, klammern sich an Beine und Arme. Kalte Hände greifen nach einem, krallen sich in die Haare, zerren an der Kleidung. Wer näher dran ist, verteidigt seine Position durch Zischen, Treten und Schlagen. Die weiter hinten stehenden Kinder versuchen sich mit Zähnen und Fäusten nach vorne zu kämpfen. Bis sich ein Wärter mit Schlagstock nähert.



Im Jahr 2000 wurde die ehemalige Kaserne zur „Besserungsanstalt“ für Kinder. Danach verkam sie zum Foltergefängnis.



Wer in Kampiringisa landet ist rechtlos. Über das Strafmaß bestimmt nur der Direktor.

Früher gab es im „Black House“ keine Betten und Latrinen. Die Kinder dort starben an Malaria und Cholera.





Nisamba ist schon zum dritten Mal in Kampiringisa. Warum? „Weil ich ein schlechter Mensch bin", sagt er.

Der Direktor ist ein Angestellter der ugandischen Regierung, ein kleiner Befehlsempfänger, aber seine Macht über diese Kinder ist groß. Ihr Schicksal liegt allein in seiner Hand. Die meisten sind vogelfrei und rechtlos. Straßenkinder, die niemanden haben, der sie behütet. Sie werden in Kampala von der Polizei aufgelesen und in Kampiringisa wie Tiere gehalten. Über das Maß ihrer Strafe bestimmt der Direktor. Für Betteln gibt es ein halbes Jahr, für das Stehlen von Essen ein Jahr. Wiederholungstäter, also Kinder, die schon mal hier waren und geflohen sind, müssen mindestens zwei Jahre bleiben. Es gibt aber auch Kinder, die sind seit zehn Jahren da. Längst ist ihnen jede Hoffnung auf ein Leben ohne Qual abhanden gekommen. Sie heißen Sam und Dennis, Esther und Yvonne, Namen, die sie sich selbst gaben, weil sie sich an keine Eltern erinnern können. Als wir sie fragen, warum sie hier sind, wiederholen sie, was man ihnen hier eintrichtert: Damit ich ein besserer Mensch werde.

Es gibt auch Kinder, die von ihren Eltern gebracht wurden. Unerwünschter Nachwuchs, dem man irgendeine Untat unterstellt. Dickköpfig seien sie gewesen, sagen die Kinder über sich selbst. Viele Eltern holen sie nie wieder ab.

Bei unserem ersten Besuch kommen wir gegen Mittag an. Gerade kocht das „Frühstück" auf dem Feuer: eine dünne Suppe aus Maismehl und Wasser. Einige Kinder versuchen, sich dem Topf zu nähern, werden aber mit Ruten weggeschlagen. Die Ausgabe der dünnen Brühe gleicht einer Raubtierfütterung. Jedes Kind kämpft darum, als erstes an den Topf zu kommen, mit ihren Tellern sitzen sie im Dreck, mit den Fingern löffeln sie die Suppe in den Mund, stürzen sich auf die leeren Töpfe und lecken den Rest aus. Die meisten Kinder haben gerade Röteln, die Kleinen haben die Pusteln aufgekratzt, eitrige Wunden sind daraus geworden, auf denen sich die Fliegen tummeln.

In Kampiringisa hat die Angst viele Orte. Die Zelle ist einer davon. Hinter dem Empfangsgebäude ist ein staubiger Platz, auf dem die Kinder Fußball spielen können, dahinter steht ein Gebäude mit Küche und Essraum, dann folgen die Baracken. Yvan, der mit zwei Jahren zum ersten Mal hierher kam und siebenmal floh, hatte uns von dieser Zelle erzählt. Viele Wochen habe er damals dort verbringen müssen, nackt auf dem kalten Boden, zusammen mit manchmal vierzig Kindern. Es war so eng, dass man nicht richtig liegen konnte. Das einzig Gute daran war die Körperwärme der anderen, sagt Yvan.

Wir stehen vor einer Tür, zweieinhalb Meter hoch und aus Eisen, gesichert mit einem Schloss. Die Zeiten der wochenlangen Zellenhaft sind vorbei, doch immer noch werden einzelne Kinder dort für ihre Vergehen eingesperrt. „Hallo", rufen wir, hören nackte Füße tapsen, ein Sprung gegen die Tür, zwei Hände greifen die Gitterstäbe. Zwischen den Stäben erscheint das Gesicht eines Jungen. „Hallo. Kannst du sprechen?" Nicken. Die Pupillen gleiten hin und her, versuchen die Gefahr zu bestimmen, die von uns ausgeht. „Wir tun dir nichts. Wie heißt du?" „Nisamba", sagt der Junge. „Wie lange bist du schon da drin?" „Zwei Tage". „Hast du gegessen?" Er schüttelt den Kopf. „Heute noch nicht." „Weshalb bist du hier?" „Weil ich ein schlechter Mensch bin."

Nisamba ist zum dritten Mal an diesem Ort gelandet. Der 17-Jährige ist ein Straßenkind und schon zweimal geflohen, nun hat ihn die Polizei vor ein paar Tagen wieder aufgegriffen. „Die Zelle", hatte der Direktor beim Gespräch behauptet „ist nur für Hitzköpfe, nur für ein paar Stunden." Wenig später sorgt er dafür, dass Nisamba während der Zeit unserer Anwesenheit die Zelle verlassen darf.

Auch vom „Black House" hatte Yvan uns erzählt. Davon, wie die Kinder bis vor wenigen Jahren dort auf dem Boden lagen, keine Betten, keine Decken, in der Ecke für die Notdurft ein paar Eimer, die selten geleert wurden. Die Fäkalien wuchsen zu einem Berg an. Die Wärter warfen Essen durch die Fenster ohne Scheiben und der Nachtwind war kalt. Yvan beschrieb, wie sich die Kinder auf das Essen stürzten. Immer gewannen die Starken. Die Kranken, die nicht schnell genug waren, blieben hungrig. Im „Black House" starben die Kinder an Malaria und Cholera und niemanden kümmerte es.

Die Anzahl der Tage, die man dort verbringt, hängt von den „Untaten" ab, davon, ob man sich schnell seinem Schicksal ergibt oder wütet und weint. „Yvan", fragen wir, „wie hält man das aus als kleines Kind? Die Einsamkeit, den Schmerz, das Gefühl des Ausgeliefertseins?" „Ich habe viel geweint", sagt Yvan.

Vor Jahren gab es in Kampiringisa noch Sozialarbeiter und medizinische Versorgung. Doch ein Erwachsener nach dem anderen verschwand

„Und gehofft, dass ein Wunder geschieht." Manche der Kinder hätten aus Verzweiflung die letzten Reste der einstigen Glasscheiben aus den Fensterrahmen entfernt, hätten sie mit den bloßen Händen klein geschlagen und geschluckt. Andere hätten sich, wenn sie in die normalen Schlafräume verlegt wurden, mit ihren Hosen erhängt. Die größte Furcht der Kinder war der „elektrische Stuhl" im Kellerraum des Empfangsgebäudes, der mit Metallstücken beschlagen war, an denen Stromkabel hingen. Die Kinder wurden dort festgebunden. Jede Bewegung ein Stromschlag. „Man durfte nicht einschlafen", sagt Yvan und in seinen Augen ist ein Abglanz des Entsetzens von damals zu sehen. „Einschlafen konnte den Tod bedeuten."

Ein Junge, eines der Langzeitkinder, die sich im Laufe der Jahre Privilegien erworben haben, schließt uns das „Black House" auf. Neun Jungen liegen auf schmierigen, zerrissenen Schaumstoffmatratzen unter filzigen Decken. Dass es heute Betten gibt und Latrinen, dass sie nicht mehr nackt sein müssen, sondern wenigstens ihre Hose anbehalten dürfen, dass sie zum Abendessen die Baracke verlassen dürfen, ist den Bemühungen der Hilfsorganisation zu verdanken.

Der stechende Gestank des Raumes ist fast unerträglich, er legt sich als bitterer Geschmack auf die Zunge. An einer Wand klebt ein Poster des letzten Abendmahls, nur Jesus in der Mitte ist noch deutlich zu sehen, die Jünger sind bereits verblichen. In eine Ecke hat jemand in ungelenker Schrift geschrieben: „Never give up hope, please". Bitte gib die Hoffnung niemals auf.



Einige haben sich mit der Zeit hochgearbeitet. Dieser Junge wurde zum Schließer für das „BlackHouse“.

Die Jungen haben Angst, mit uns zu reden, Angst, dafür bestraft zu werden. Sie liegen apathisch auf den Betten und heben kaum den Kopf. Nur einer sagt, ja, er wolle erzählen, irgendeiner müsse ihn doch endlich mal hören. Lagongo heißt er, fünfzehn Jahre alt, er kommt aus einer weit entfernten Provinz und wurde zu einem Jahr „verurteilt“. Die Richter: seine Mutter und sein Stiefvater. Lagongos Verbrechen: Er hatte versucht, sich umzubringen. Nach Jahren der körperlichen und sexuellen Misshandlungen durch seinen Stiefvater, Jahre der Knochenbrüche und Demütigungen hatte er das Leben nicht mehr ausgehalten. Essen gab es für den Jungen selten, drei Jahre lang ging er zur Schule, dann beschloss der Stiefvater, er solle lieber arbeiten. Morgens auf den elterlichen Feldern, nachmittags auf den Feldern der anderen Dorfbewohner. Lagongo wurde zum Kindersklaven. Irgendwann knüpfte er sich eine Schlinge, nachdem er die Nachbarn angebettelt hatte, ihm zu helfen, und alle mit den Schultern gezuckt hatten.

Dass seine Eltern ihn nach dem Jahr Haft wieder abholen, daran glaubt er nicht, und wenn, dann bedeute das nur ein neues Martyrium. Er wird bis zur Volljährigkeit hier bleiben, immerhin zur Schule gehen, doch die Jahre werden nicht reichen, einen Abschluss zu machen. Was sagt man diesem Jungen, der klar erkennt, dass er keine Zukunft hat. Der keine Heimat, kein Feld hat, das er beackern kann, um zu überleben. „Wohin soll ich gehen?“, fragt Lagongo. Wir haben keine Antwort. Kaum ein Gefühl könnte schlimmer sein als jenes, den Raum wieder zu verlassen und seinen Blick im Rücken zu spüren.

Kampiringisa war einmal eine Kaserne. Um das Jahr 2000 widmete man den leer stehenden Bau zur „Besserungsanstalt“ für Kinder um. Damals gab es noch Psychologen und Sozialarbeiter, Essen und medizinische Versorgung. Doch dann flohen immer mehr Menschen vor den Konflikten im Norden Ugandas aus dem Acholiland, wo der Kriegsverbrecher Joseph Kony Kinder entführte und zu Soldaten machte und die Menschen in riesigen Flüchtlingslagern darbten. Als sich die Hauptstadt nicht als Rettung erwies, setzten sie dort ihre Kinder aus. Es waren Tausende, die fortan im Rinnstein schliefen und Essen stahlen. So viele, dass die Polizei begann, die Kinder auf Lastwagen zu laden und nach Kampiringisa zu schaffen.

UGANDA



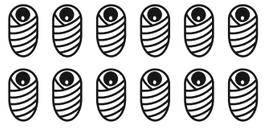
HAUPTSTADT
Kampala

Der ostafrikanische Binnenstaat ist etwa so groß wie die Bundesrepublik Deutschland vor der Wiedervereinigung.

EINWOHNER
aktuell
ca. 36 Mio.
2050 voraussichtlich
101 Mio.

Uganda hat die jüngste Bevölkerung der Welt. Fast die Hälfte der Einwohner ist unter 14 Jahre alt. Das Durchschnittsalter in Uganda liegt bei 15,5 Jahren (zum Vergleich: Deutschland 46,1 Jahre).

Experten gehen davon aus, dass jede Frau in Uganda zwei Kinder mehr zur Welt bringt als gewollt. Auf dem Land bekommen viele Frauen mehr als zwölf Kinder.



Laut dem „Human Development Index“ der Vereinten Nationen, einem Wohlstandsindex, liegt Uganda auf Platz 161 von 186 Ländern.

Der **Spickzettel** für die **Schulzeit** Ihrer **Kinder.**

Welche Schule ist die richtige? Wie fördere ich mein Kind, ohne es zu überfordern? Sind Freunde nicht wichtiger als das Abi? Das neue Sonderheft gibt Eltern Anregungen, Anleitungen und Inspiration, damit die Schulzeit nicht nur den Kindern leichter fällt. Jetzt im Handel oder bestellen unter stern.de/shop oder Tel. 040/5555 78 00.

stern
Was uns bewegt

Frieden zu Hause
Wie Eltern ihrem Kind *am besten helfen*

Angst & Mobbing
Es gibt Auswege. *Mutter und Sohn* erzählen

Die richtige Schule
Woran *Eltern* sie erkennen

In Kooperation mit dem Deutschen Schulpreis

EXTRA
Schule & Erziehung

Eine gute Schulzeit verdient jedes Kind

Nach einiger Zeit hörte die Regierung auf, dort die Sozialarbeiter zu bezahlen und Essen und Medikamente zu bringen. Ein Erwachsener nach dem anderen verschwand, die Kinder waren sich selbst und der Gnade einiger prügelnder Aufpasser überlassen. Sie versuchten, Gemüse anzubauen, doch die Aufpasser verkauften den größten Teil der Ernte. Das waren die Jahre, in denen Yvan hier lebte, und allein mit dem Gedanken durchhielt, eines fernen Tages noch ein anderes Leben zu haben. 1990 unterzeichnete die Regierung die UN-Kinderrechtskonvention und ratifizierte einen Aktionsplan, um dem Problem der Kinderarmut und der vielen Straßenkinder Herr zu werden. Umgesetzt wurde davon bis heute wenig.

Foodstep begann 2008 in Kampiringisa zu arbeiten. Es brauchte viele Jahre und zähe Verhandlungen mit der Regierung, um die Lage dort für die Kinder etwas besser zu machen. Erst wurden Betten und Decken gebracht, dann Essen, Medikamente, Kleidung. Eine Schule wurde gebaut, Lehrer eingestellt. Nach und nach gelang es, die Strafmaßnahmen zu mildern, das ungezügelte Prügeln einzudämmen. Scheiben wurden in die Fenster eingesetzt, Waschräume und Toiletten gebaut. Auch der Raum mit dem elektrischen Stuhl wurde geschlossen. Das Gemüse, das auf den Feldern angebaut wird, bekommen heute die Kinder, außerdem gibt es Kühe, Schweine, Hühner, eine Tischlerei, Schmiede und Schusterei als Ausbildungsstätten. Nach und nach wurde aus der Hölle ein Ort, an dem man immerhin überleben kann.

Unser nächster Besuch in Kampiringisa fällt mit dem einmal im Monat stattfindenden „Partytag“ zusammen. Nathalie Steurbaut-Seliffet hat lange reden müssen, um den Direktor zu überzeugen, dass die Kinder nicht nur Kleidung und Nahrung, sondern auch einige Stunden Ausgelassenheit brauchen. Der Direktor hat lange geantwortet, Musik und Spiel verderbe die Kinder, sie würden verwöhnt und aufmüpfig.

Als wir an diesem Partysamstag ankommen, haben die Kinder versucht, sich sauber zu waschen. Nathalie bringt Nudeln und Fleisch, von den eigenen Feldern haben die Kinder Kohl geholt. Yvan macht den DJ. Viele der älteren Jungen hier kennen ihn noch, gemeinsam haben sie schon auf den Straßen von Kampala gelebt, gemeinsam die schlimmen Jahre in Kampiringisa überstanden. Der Unterschied ist nur: Yvan ist raus. Er gehörte zu der Gruppe der ersten Kinder, die Nathalie aus der Anstalt holen und in ihrem Programm unterbringen konnte. Yvan hatte sich damals an sie geklammert und ihr gesagt, er wolle sterben, er halte die Schläge nicht mehr aus. Inzwischen leben 85 gerettete Kinder bei Nathalie und bekommen regelmäßige Mahlzeiten, gehen zur Schule, schlafen in hellen, sauberen Räumen. Da ist Rosie, zwei Jahre, die Nathalie unter einer Plane fand, die dort im Sterben lag und dann doch überlebte. Mose, dessen Hand seine Mutter in kochendes Öl getaucht hatte. Abraham, der ein Menschenopfer werden sollte, weil sein Vater glaubte, dadurch reich zu werden. Jedes von Nathalies Kindern hat eine solche Geschichte.



Aufatmen: Einmal im Monat wird eine Party gefeiert, mit warmem Essen und Musik.



Yvan kam mit zwei Jahren in die Anstalt, siebenmal versuchte er zu fliehen. Mit Hilfe von Foodstep kann er heute sogar studieren.

Yvan hat sich für seinen Auftritt ein Jackett angezogen. Er sticht aus den Kindern heraus wie ein Paradiesvogel. Seine Augen haben den stumpfen Ausdruck der Einsamkeit verloren, der in den Augen der meisten Kampiringisa-Kinder liegt. „Keine Schläge, kein Hunger, keine Kälte mehr, jeden Tag bin ich darüber froh“, hatte er zu uns gesagt und davon erzählt, dass er nun Tourismus studiert und ein Buch über Straßenkinder schreibt. Yvan ist sich sicher, errettet zu sein. Doch am Ende dieses Tages weiß er es besser.

Vielleicht wütend über die Unbeschwertheit, die sich für ein paar Stunden breitmacht, zitiert der Direktor – noch während die Kinder ausgelassen tanzen – Yvan herbei. Nathalie verderbe ihn, sagt er, Yvan würde sich wohl für etwas Besseres halten. Der Direktor droht, ihn jederzeit wieder zurückholen zu können, dann macht er Nathalie Vorhaltungen, sie strafe die Kinder zu wenig. Eigentlich wollte sie ihn bitten, ein Mädchen mitnehmen zu dürfen, das schwanger ist, doch nun sagt sie davon lieber nichts. Yvan weint, packt die Musikanlage zusammen, verkriecht sich ins Auto. Nathalie drängt zum Aufbruch. Noch einmal klammern sich die Kinder an unsere Beine, und als wir abfahren, steht Lagongo da und sieht uns an, als warte er noch immer auf eine Antwort, wohin er gehen könne. „Manchmal“, sagt Yvan auf der Rückfahrt, „denke ich, wer einmal in Kampiringisa landet, der kann niemals mehr entkommen. Dieser Ort ist wie der Teufel, der dir deine Seele abkauft.“

Wer Kampiringisas Kinder unterstützen möchte, kann Sponsor bei Foodstep werden. Informationen unter: kampiringisa.org oder unter foodstep@hotmail.com

Hochspannung von der Elbe bis zur Isar.

Brigitte Hörbuch-Edition

In der neuen BRIGITTE Hörbuch-Edition „Starke Stimmen. Die Krimis – Gefährlich nah“ lesen zwölf große Schauspielstars die spannendsten deutschen Krimis. Erleben Sie Gänsehaut pur: **Jedes Hörbuch ist ab sofort im Buchhandel für 9,99 € erhältlich.**

Oder sichern Sie sich jetzt die 12-teilige Gesamt-Edition mit insgesamt 46 CDs im hochwertigen Sammelschuber für nur 99 €.

Je nur 9,99 € (D/A) 15,90 CHF

NEU Jetzt im Handel



Gleich über 20,– sparen!*



Die ganze Edition zum Vorzugspreis:

www.brigitte.de/krimi

+49 (0)40/42 23 64 27

* Nur 99 € statt 119,88 € im Einzelkauf (inklusive MwSt. und Versandkosten). BRIGITTE-Abonnentinnen sparen unter Angabe ihrer Abonnentennummer weitere 10 € (Gesamt-Edition nur 89 €). Bei telefonischer Bestellung geben Sie bitte die Aktions-Nummer B00074 und die Artikelnummer: B737386 mit an. BRIGITTE erscheint im Verlag Gruner + Jahr AG & Co KG, Iliane Weiß, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg. Handelsregister: AG Hamburg, HRA 102257.

Portrait-Fotos © Mathias Bothor. Hintergrundbild © ChriSes - Fotolia.com